

Veilchen



Inhaltsverzeichnis

- S.2 Grußwort *[Andrea Herrmann]*
- S.3 Story-telling *[Andrea Herrmann]*
- S.5 Der Fremde aus dem Norden *[Birgit Böckli]*
- S.8 Eva *[Denise Zöphel]*
- S.11 Es war im Oktober *[Thilo Bachmann]*
- S.13 Die habsüchtige Zimmervermieterin *[Elfriede Herold]*
- S.14 Fahrt mit der S-Bahn im Winter *[Karl Farr]*
- S.15 Tanzende Nebel *[Karl Farr]*
- S.16 Verschneiter Sonntagnachmittag *[Esther Bystrek]*
- S.16 Manchmal treibt es einen *[Arno Peters]*
- S.17 Hungerbrot *[Annika Senger]*
- S.17 Armageddon, heute *[Carmen Herrmann]*
- S.18 Des Königs Dorf *[Georg Walz]*
- S.18 Nebelschwaden/ Sturmtief von Norden *[mary west]*
- S.19 Rezension: „Ausgewandert – Aufgezeichnet: Freuden und Leiden des Auswanderns“
von Sigrid Steiner *[Andrea Herrmann]*
- S.20 Rezension: „Nachtzug nach Lissabon“ von Pascal Mercier *[Nora Zorn]*
- S.22 Wettbewerbe *[Andrea Herrmann]*
- S.25 Schreibseminar

Liebe Leserin, lieber Leser,

dieses Mal können wir ein Schreibseminar ankündigen, das die IGDA (Interessensgemeinschaft deutschsprachiger Autoren) in Zusammenarbeit mit dem „Veilchen“ veranstaltet. Für die Ergebnisse des Seminars ist bereits die Juli-Ausgabe 2007 des „Veilchens“ reserviert. Nähere Information dazu finden Sie auf der letzten Seite dieses Heftes. Ich selbst werde bei dem Kurs auch dabei sein und bin schon gespannt, wen von unseren Lesern und Autorinnen ich dort kennen lernen werde.

Herzliche Grüße von Andrea Herrmann

Titelbild von Katja Leonhardt

Alle Rechte bei den Autoren. Manuskripte bis vier Seiten Umfang sind willkommen.

Das „Veilchen“ erscheint alle drei Monate und kann gegen 2,- € in Briefmarken bestellt werden (außerhalb Deutschlands mit entsprechendem Versandkostenaufschlag).

Bestellungen und Beiträge an: „Veilchen“, c/o D. Plaza, Georg-August-Zinn Allee 2, D-68519 Viernheim oder per Email bei: veilchen „at“ geschichten-manufaktur.de

Ältere Ausgaben der Zeitschrift finden Sie auch zum Herunterladen auf der Webseite:
www.geschichten-manufaktur.de/veilchen1.html

Story-telling

Bei meiner wissenschaftlichen Erforschung der Kunst des Software Engineering, d.h. der ingenieurmäßigen, systematischen Erstellung von Software, beschäftige ich mich unter anderem mit der Frage, wie wir Erfahrungen in unserem Gehirn speichern, abrufen und wiederverwenden. Dabei wurde ich aufmerksam auf das Story-telling, eine Theorie über das Lernen und Kommunizieren von Erfahrungen, die bereits in vielen Disziplinen eifrig ausgenutzt wird.

Schank und Abelson [1] gehen davon aus, dass Geschichten über bisherige Erfahrungen, sowohl eigene als auch die der anderen, die Basis des menschlichen Gedächtnisses, Wissens und der Kommunikation darstellen. Kreativität und Lernen bedeuten, alte Geschichten an neue Zusammenhänge anzupassen. Dies erscheint mir auch, ein Mal darauf aufmerksam gemacht, nur logisch: Eine Folge aus Ursache und Wirkung ist bereits die einfachste Form einer Geschichte und erlaubt selbst Tieren, Gefahren in Zukunft zu meiden und Angenehmes zu wiederholen.

Verkäufer und die Werbung haben dieses Prinzip schon lange für sich entdeckt, indem sie Werbespots kurze Geschichten erzählen lassen, um Produkt und Glückseligkeit miteinander zu verknüpfen. Ein Vertreter (so lernt er es) macht sich durch das Erzählen von einem Missgeschick besonders menschlich und ehrlich. Natürlich wird auch der mögliche Kunde zur Hauptperson einer Geschichte gemacht, wenn der Verkäufer anfängt: „Stellen Sie sich einmal vor, Sie werden in zwanzig Jahren... haben eben ein Haus gebaut... Ihnen passiert plötzlich etwas...“ und das Wort zurückgibt mit: „Dann wären Sie froh, Sie hätten heute...“. So werden der Versicherungsvertrag und dessen

Folgen anschaulich in die Lebensplanung und –geschichte des Kunden integriert.

Auch wir Wissenschaftler verkaufen unsere Methoden stets eingebettet in Geschichten, die bei uns Fallstudien oder Anwendungsbeispiel heißen, und notfalls behelfen wir uns mit Anekdoten. Hierbei geht es nicht einfach darum, das Publikum zu unterhalten, sondern um Anschaulichkeit und ein nachvollziehbares Gedankenexperiment, das die Anwendbarkeit einer Methode glaubhaft macht.

Auch im Bereich der künstlichen Intelligenz wird das Prinzip des story-telling verwendet. Seine technische Umsetzung nennt sich CBR (case-based reasoning, auf Deutsch: fallbasiertes Schließen). Der Computer ahmt dabei das menschliche Lernen nach, indem er frühere Erfahrungen in Form von Fallbeispielen speichert, neue Situationen mit alten vergleicht, passende wählt und die damalige Lösung an das neue Problem anpasst.

Was folgt nun daraus für denjenigen, der weder Versicherungen noch wissenschaftliche Ergebnisse verkauft, sondern einfach nur unterhalten will? Nicht nur, dass Geschichten überall stecken und wichtige Funktionen erfüllen. Ich glaube nun umso weniger daran, dass Fiktion lediglich vergängliche Seifenblasen hervorblubbert, die spurlos in der Luft zerplatzen, sobald sie von einem Sonnenstrahl getroffen werden. Selbst wenn ein Taschenbuch längst verramscht und im Altpapiercontainer gelandet ist, so bleibt doch sehr viel Lebendiges in den Köpfen der Leser/innen zurück. Wie gut trennen wir zwischen Erfahrungen aus dem eigenen Leben und aus Romanen und Filmen? Das fragte ich mich auch, als ich vor Jahren in alten Jugendbüchern blätterte, deren Lektüre bei mir schon zehn Jahre zurück lag. Dabei stellte ich erstaunt

fest, an wie viel ich mich noch im Detail erinnerte: Bilder, Ansichten und sogar Redewendungen waren haften geblieben und genauso ein Teil meiner selbst geworden wie Erinnerungen an wirkliche Erlebnisse.

Das story-telling erklärt wieso. Geschichten sind die Grundlage unserer Erinnerung und damit unseres Lernens, und wir lernen auch aus den Erfahrungen der Anderen, nämlich aus der erzählten. Wir speichern alle Arten von Geschichten, so viele wie möglich. Auch dass im Verlauf der Zeit unser Gedächtnis zwischen Wahrem und Fiktion nicht mehr sonderlich unterscheidet, haben Schank und Abelson beobachtet. Dies geschieht regelmäßig, beispielsweise wenn man etwas Peinliches erlebt. Man erzählt die Geschichte, man erzählt sie wieder, und jedes Mal wird sie besser, das heißt weniger schmerzhaft für den Erzähler und passt sich an gesellschaftliche Normen an. Nach der soundsovielten Wiederholung ist die Geschichte endlich rund und bleibt so im Gedächtnis haften. Was wirklich geschah, spielt keine Rolle mehr.

Für den Schreibenden folgt weiterhin, dass fiktionale Literatur sehr gut die Lebenserfahrung und Meinungen eines Autors an seine Leser/innen weitergeben kann. Umso mehr Verantwortung trägt der Autor aber auch. Zu wissen, dass der erfundene Roman vom Leser seiner Lebenserfahrung hinzugefügt wird, sein Weltbild und schließlich sein Handeln beeinflusst, zwingt den Schreibenden zu Sorgfalt und Klarheit.

Umso verwerflicher finde ich in diesem Licht Geschichten, die den Leser hoffnungslos zurück lassen oder Gewalt aus Sicht des Täters darstellen. Umso vernünftiger erscheint auch die viel geschmähte Sehnsucht der Leser/innen nach dem Happy End: Denn das Ende deutet die Geschichte. Ein gutes Ende lehrt Lösungen, ein trauriges Hoffnungslosigkeit und Fehler. Ein Buch nicht zu Ende zu lesen, drückt nicht unhöfliche Unterhaltungssucht aus, sondern bedeutet, dass sich da jemand selbst vor unliebsamen Erfahrungen schützt. Ein gutes Recht.

Besonders aufschlussreich ist auch die Aussage von Schank und Abelson, dass der Zuhörer gar keine neuen Geschichten mag. Er liebt die alte Mär im neuen Gewand, damit sie in seine Erfahrungen passt. Und wenn eine Geschichte wirklich neu ist, sträubt er sich gegen sie und missversteht sie oft, um sie passend zu machen. Darum müssen Autoren, die etwas Außergewöhnliches ausdrücken wollen, ganz klar sein. Andererseits ist es auch nicht verwerflich, die alte Geschichte von Kain und Abel oder Adam und Eva immer wieder neu zu erzählen. Es beruhigt den Leser, alte Bekannte wiederzutreffen.

[1] Roger C. Schank, Robert P. Abelson: „Knowledge and Memory: The Real Story“, In: Robert S. Wyer, Jr (Hrsg.) Knowledge and Memory: The Real Story. Hillsdale, NJ, Lawrence Erlbaum Associates, 1995, Seiten 1-85.

Andrea Herrmann

Der Fremde aus dem Norden

Es ist später Nachmittag. Das sind die Stunden, in denen die Sonne vor lauter Hitze explodiert und die Steppe in einem See aus Gelb und Weiß ertrinkt. Danee sitzt auf dem Boden vor dem Eingang der Hütte und stampft gekochte Maiskörner in einer der großen Holzschüsseln. Kuta hat angeboten, ihr eine aus Blech zu besorgen, aber sie will nicht. Die Schüsseln sind die letzte Erinnerung an ihre Mutter. In der Nacht war der Mond voll wie ein bleicher Kürbis, und sie hat wieder anfangen zu bluten; jedesmal blutet es stärker und will gar nicht aufhören. Auch die Schmerzen sind schlimmer heute. Tagsüber ist sie oft allein, wenn Bonubu zur Jagd geht, oder was er sonst noch so treibt. Was weiß sie schon von diesen Dingen? Manchmal bringt er Antilopenfleisch mit, oft auch nur ein paar Schlangen. Sie muß das Fleisch weichkochen, bis es fast zerfällt, dann stampft sie es wie den Mais, stellt den Brei an die Tür und legt sich schlafen.

Bonubu will das so, er ißt immer allein. Gerade vier Monate ist es her, daß sie ihre Familie verlassen mußte. Sie waren zu siebt, und das Geld reichte kaum zum Leben, nur der älteste Bruder durfte die Schule besuchen. Trotzdem war sie glücklich.

Eines Abends klopfte es dann plötzlich an die Tür. Sie wird den Tag nie vergessen, niemals. Der Mann draußen war schlank und fast einen Kopf größer als ihr Vater. Er trug das Leinengewand der Morotikrieger, mit den roten Stichereien am Ärmel, nur daß es bis zum Boden reichte, der Saum war ganz staubig und zerschlissen. Auf dem Kopf trug er eine Art Turban gegen die Hitze, der jedoch seltsam gebunden war und wie ein weißer Schleier bis über die schmalen Schultern fiel. Sein Gesicht lag vollständig hinter dem groben Stoff verborgen, und durch

den schmalen Schlitz, den der Fremde zum Sehen benötigte, erkannte man nichts als ein feuchtes Glitzern. Selbst seine Hände verschwanden in weiten Ärmeln. Die Kinder beobachteten, wie der Vater sich mit dieser seltsamen Gestalt unterhielt.

„Danee, komm zu mir“, sagte der Papa, als er zurückkam, und sie sah, wie seine Augen leuchteten. „Dieser Herr hat dich beim Wasserholen gesehen, und er hat Gefallen an dir gefunden. Du bekommst einen Ehemann, meine Tochter! Komm her und laß dich umarmen.“

Weder ihr noch ihrer Mutter stand es als Frauen zu, gegen die Entscheidung des Vaters zu sprechen, und so war sie froh als ihr Bruder das Wort ergriff.

„Verzeih, Papa“, sagte er, und sie konnte glänzende Schweißperlen auf seiner bronzefarbenen Stirn erkennen. „Aber Danee ist gerade vierzehn Jahre alt, und wir kennen diesen Mann nicht. Warum versteckt er sein Gesicht?“

Der Vater war viel zu aufgeregt, um den leisen Vorwurf in der Stimme seines Sohnes zu bemerken.

„Er heißt Bonubu“, erklärte er ihnen, „und er kommt von den versprengten Stammesbrüdern im Norden. Nun hat er ein kleines Stück Land gekauft, nahe am Fluß. Fruchtbare Erde, Danee. Er hatte als Kind einen schrecklichen Unfall, und deswegen, so sagte er mir, seien Gesicht und Körper von häßlichen Narben entstellt. Doch ist er gewiß ein ehrbarer Mann, und er hat die Mittel, für dich zu sorgen.“

Wenige Tage später übergab der Vater sie dem verhüllten Fremden für den Preis von drei Ziegen. Danee fühlte sich von einer furchtbaren Angst gewürgt. Sie sah, daß ihre Mutter mit Mühe die Tränen hinunterschluckte, und ihre zum Abschied erhobene Hand schnürte Danee vor Schmerz die Kehle zu. Viele Stunden

folgte sie dem Mann durch ausgetretene Pfade, und als die Sonne sich als rotglühende Kugel in den weiten Ebenen niederlegte, vernahm sie endlich von fern das Rauschen des Flusses.

Seitdem ist sie nun hier. Von ihrer Familie hat sie niemanden mehr gesehen.

Am Brunnen traf sie wenigstens Kuta wieder, eine Freundin ihrer Schwester, die selbst seit einem halben Jahr verheiratet ist. Sie kommt aus dem Süden, und ihre Haut ist glänzend schwarz, nicht bronzefarben wie die der anderen Leute im Dorf.

„Wie sieht er denn nun aus?“ fragte Kuta, als sie vor dem Brunnen in der Schlange standen.

„Ich weiß es nicht.“ Danee verzog ganz schauderhaft das Gesicht. Schon beim Gedanken an Bonubu begann sie, sich krank zu fühlen. „Er legt diesen Schleier niemals ab, er sagt, er will mich nicht erschrecken. Außerdem...“ Und nun senkt sie ihre Stimme noch tiefer herab, „außerdem fürchte ich mich vor ihm. Wenn erspricht, klingt es wie ein Summen! Und sein Essen muß ich ihm zu Brei kochen.“

„Nun“, entgegnete Kuta, die stets praktisch dachte, „vielleicht hat er bei diesem Unfall auch seine Zähne verloren. Weißt du, was ihm damals zugestoßen ist?“

„Nein“, sagte Danee leise. „Im Grunde weiß ich gar nichts über ihn.“ Sie schämte sich ein wenig. Keine Zähne, das war doch immerhin möglich.

„Schlägt er dich denn oft?“

„Er schlägt mich ja gar nicht.“ Jetzt schämte sie sich noch mehr. Vielleicht tat sie Bonubu wirklich Unrecht. „Er hat mich nicht einmal angefaßt.“

„Du Glückliche!“ lachte Kuta und gab dem Mann am Brunnen ihren Eimer. „Hier. Willst du mal sehen?“ Sie schob den Ärmel zurück und zeigte ihr große, dunkle Blutergüsse. „Und das andere...“

„Ist es schlimm?“

Jetzt lachte Kuta nicht mehr. Flüchtig strich sie mit der Hand über den wachsenden Bauch, dann nahm sie den vollen Eimer wieder in Empfang.

Nur zwei Tage nach dem Gespräch mit Kuta kam er zu ihr. Danee hatte damit gerechnet, daß er ihr wehtun würde. Tatsächlich tat er ihr nicht weh. Er vernichtete sie beinahe! Stumm warf sie sich auf ihrem Lager hin und her, während er sich in ihren Unterleib bohrte, und seine grobe Haut scheuerte ihr das Fleisch am ganzen Körper wund. Das Dunkel der Hütte schien sie in dieser Nacht verschlingen zu wollen.

„Braves Mädchen“, hörte sie Bonubus gesichtslose, summende Stimme, als es schließlich vorbei war.

In den kommenden Wochen veränderte sich ihr Körper. Mit beängstigender Geschwindigkeit schwolte der Bauch an, und sie verlor kleinere Mengen Blut. Die Angst vor diesem seltsamen Mann, der nie auch nur einen einzigen Zoll seiner Haut sehen ließ, nahm stetig zu. Wenn er in der Dämmerung heimkehrte, lauschte er, ob sie auf ihrem Lager schlief, dann verschlang er

alligih4 ängsz Tj)0j0.0einärngktollf, BanveTj0E, st(

„Das geht bald vorbei“, sagte er, und in seinem leisen Summen spürte sie eine solche Kälte, daß sie nicht wagte, noch weiter zu sprechen.

Danees Zustand verschlechterte sich zusehends. Ständig verspürte sie ein scharfes Brennen, und wenn das Kind sich regte, schrie sie jedesmal vor Schmerzen laut auf. Das Blut floß nun so stark, daß der Verlust sie matt und kraftlos werden ließ. Kaum daß sie es noch schaffte, das Wasser vom Brunnen heimzutragen. Und die Angst verfolgte sie wie ein eisiger Schatten, sie konnte kaum atmen, wenn sie an diesen seltsamen Fremden dachte, der ihr Ehemann war.

„Er ist mir so unheimlich, daß ich davon träume, wegzulaufen.“

„Du bist verrückt“, entgegnete Kuta. „Sie würden dich aus dem Dorf verstoßen. Außerdem bist du krank, du siehst erbärmlich aus.“ Während sie das sagte, hielt sie ihren kleinen Sohn im Arm. Danee betrachtete das schlafende, goldbraune Kind, und die Zärtlichkeit, mit der Kuta es an sich drückte, erweckte eine Woge von Hoffnungslosigkeit in ihr zum Leben.

Der Mais in der Schüssel ist weich genug, und sie mischt ihn unter das verkochte Schlangenfleisch, dann schleppt sie sich mit letzter Kraft hinein. In ihrem Unterleib brüllt der Schmerz. Ihr Bauch zieht sie in die Knie und bleibt am Boden liegen wie ein toter Käfer.

Als sie das nächste Mal die Augen aufschlägt, steht er im Türrahmen, eine große schlanke Silhouette im Licht der sterbenden Sonne.

„Bonubu, hilf mir“, keucht sie. Soll er sie schlagen, ihr ist alles egal. Stattdessen beugt er sich zu ihr hinunter und berührt ihren schmerzenden Leib. Eine sonderbare Ruhe liegt in dieser Geste.

„Es kommt.“ Nur diese beiden Worte. Danee beginnt wieder zu schreien, so lange bis sie keine Luft mehr bekommt.

„Bonubu“, stöhnt sie noch einmal. „Ich werde dieses Kind nicht lieben können.“ Er reagiert nicht, zuckte nicht einmal, nur das Summen wird lauter. Es füllt die ganze Hütte.

„Mach dir keine Sorgen“, sagt er zu ihr. „Es wird dich nicht brauchen.“

Danee kommt gar nicht dazu, etwas darauf zu erwidern, denn die Krämpfe werden so stark, daß sie würgen muß. Aus brennenden Augen sieht sie zu, wie er langsam seinen Turban vom Kopf nimmt, schließlich legt er auch das Leinengewand ab.

Bevor sie das Bewußtsein verliert, sieht sie zum ersten und einzigen Mal das Ding, mit dem sie seit Monaten das Lager teilt. Der tropfenförmige Kopf mündet in einen beweglichen Rüssel, der Körper ist mit glänzenden schwarzen Chitinplatten gepanzert, behaarte Tentakel dort, wo Arme und Beine sein sollten. Und diese Taille, so zierlich wie bei einer... einer...

„Nein!!!“ kreischt Danee als es näher kommt. Bonubu lacht leise, aus riesigen Facettenaugen sieht er sie teilnahmslos an. Das Summen durchtränkt ihren ganzen Kopf wie eine bittere Flüssigkeit. Das Schlimmste aber ist ein langer gekrümmter Stachel, der aus seinem Unterleib ragt.

Danee windet sich schreiend im Staub. Ihre Bauchdecke wölbt sich schmerhaft, als es endlich kommt. Aber es kommt nicht wie andere Kinder! Mit einem ekelhaften Schmatzen reißt die überdehnte Haut, und das, was sich da aus der klaffenden Wunde hervorschiebt, hat keinerlei Ähnlichkeit mit einem Menschen. Danee hebt ein letztes Mal den Kopf, ihr Mund ist weit aufgerissen, doch es kommt kein Ton mehr heraus. Mit einem hellen Summen beginnt die junge Wespe, sich zu putzen, dann taucht sie gierig den Rüssel in das warme Blut, während Danee in eine letzte, tröstliche Ohnmacht versinkt.

Und da draußen deckt die Nacht ihre schwarzen Schwingen über die weite Steppe...

Birgit Böckli, 33 Jahre, lebt mit ihrem Mann und ihrer Tochter in Hockenheim, schreibt in erster Linie Kurzprosa der Richtungen Horror und Science Fiction.

Eva

Wieder wurde es dunkel und er saß wie jede Nacht auf dem viel zu harten Küchenstuhl. Seit Wochen nahm er sich immer wieder vor, darüber nachzudenken, wie es weitergehen soll. Er glaubte, er könne tagsüber, wenn die Räume hell waren und die Geräusche von der Straße zu ihm hereindrangten, nicht nachdenken. Versob es auf nachts, obwohl er dann genauso wenig in der Lage war zu überlegen. Am Vormittag fing er an sich einzureden, dass es ihm in der nächsten Nacht möglich wäre, sich den Gedanken zu stellen. Und den Gefühlen, denen vor allen Dingen. Aber je näher der Abend kam, umso unsicherer wurde er. So lange die Dunkelheit noch weit entfernt war, fühlte sich sein Kopf klar an. Er hatte dann das Gefühl, alles denken zu können, was er wollte. Später. Dass es nicht so war, bemerkte er erst ab nachmittags. Je mehr der Tag sich seinem Ende näherte, umso voller wurde sein Hirn und irgendwann, wenn er nachts auf dem Stuhl saß, schwirrten so viele Worte in ihm herum, dass er kein einzelnes mehr denken konnte. Es war ein einziger Buchstabenbrei, aus dem er nichts herauszulesen vermochte, so sehr er sich auch bemühte. Zumindest glaubte er an seine diesbezüglichen Bemühungen.

In der Wohnung war es finster. Er machte kein Licht mehr, seit er versuchte, über seine Situation nachzudenken, darüber, wie er würde weiterleben können, weil er glaubte, die Helligkeit würde den letzten Rest seines Mutes verscheuchen. Wenn das Licht in die Räume schien, die so fremd wirkten, seit Eva nicht mehr lebte, war er mutlos. Das Leben, das er nicht mehr fühlen konnte, war dort draußen. Tagsüber fühlte er es deutlicher als nachts, weil er am Tag den Menschen beim Leben zuhören konnte. Obwohl er nichts hören wollte. Die einzigen Geräusche, die er

abends hörte, waren das Wasserrauschen, wenn die Bewohner, die über ihm lebten, sich wuschen oder die Töne, die es verursachte, wenn sie von einem Zimmer ins andere gingen. Manchmal hörte es sich so an, als rückten seine Nachbarn die Möbel in ihrer Wohnung von einer Stelle zur anderen. Woher dieser Laut kam, wusste er nicht. Aber er war dankbar für jeden einzelnen Ton, den die Menschen in diesem Haus erzeugten, entband es ihn doch davon, sich selbst wahrzunehmen. Er hasste es, wenn sein Herz so wild schlug, dass er es überall in seinem Körper spüren konnte. Evas Herz würde nie mehr schlagen und er saß noch immer hier und lebte. Irgendwann waren alle in ihren Betten verschwunden und er stellte sich vor, wie sie in einen tiefen Schlaf fielen, der sie von ihren Sorgen befreite. Er beneidete die Menschen, die sich hinlegen und schlafen konnten. Früher gelang ihm das auch. Jetzt schlief er nur noch wenig. Nachts gar nicht mehr. Erst am nächsten Morgen, wenn es draußen wieder hell wurde, konnte er die Augen schließen, weil die Zeit vorbei war, in der er sich hätte Gedanken machen können. Getan hatte er es in all den Stunden nicht. Morgens legte er sich in sein Bett und dachte manchmal daran, dass er irgendwann wieder zur Arbeit würde gehen müssen. Seit dem Abend, an dem er den einzigen Menschen verloren hatte, der ihm wichtig war, konnte er nicht mehr wie bisher weiterleben. Der Doktor, den er regelmäßig aufsuchte, fragte nie, wie er sich fühlte, wie es weitergehen sollte. Er schrieb ihm nur immer wieder neue Krankmeldungen. Selbst hatte er bisher nicht die Kraft gefunden, seinen Arzt darum zu bitten, dies bleiben zu lassen, obwohl ihm klar war, dass er irgendwann wieder ins Büro gehen musste.

Er verbrachte jede Nacht in der dunklen Küche, innerlich ruhelos. Wenn jemand mit ihm dort gesessen hätte, wäre ihm die Unruhe nicht aufgefallen. Äußerlich wirkte er ruhig. Er saß auf dem Küchenstuhl, die Hände flach auf den Tisch gelegt und sah zum Fenster hinaus. Dort draußen war eine schwarze Wand, die er mit seinen Augen nicht durchbrechen konnte, so oft er es auch versuchte. Jeden Morgen, wenn die Geräusche wieder von dem Haus Besitz ergriffen und der Lärm der Straße zu ihm drang, wunderte er sich, wie lange er dasitzen konnte, ohne nachzudenken. Er fragte sich dann, wie die Stunden der Nacht vergangen waren. Sein Schmerz wurde nicht erträglicher, weil er die Worte, die eine Linderung ermöglicht hätten, nicht finden konnte.

Langsam gewöhnte er sich daran, nachts einfach nur dazusitzen. Später dachte er oft, dass diese Wochen ihn hatten unaufmerksam werden lassen. Wahrscheinlich war es so. Er saß an diesem Abend - so lange, nachdem er sich vorgenommen hatte über alles nachzudenken - wie jede Nacht auf seinem Stuhl und wollte gerade anfangen, sich auf die Finsternis, die Geräusche und seine Nachbarn zu konzentrieren, als er plötzlich feststellte, dass es nicht ging. Dass seine Gedanken dort hinfliegen, wo er sie vor so vielen Wochen schon hatte haben wollen. Sie kamen mit einer Wucht, die ihn beinahe umwarf. Eine solche Heftigkeit hatte er befürchtet, als er sich zum ersten Mal hingesetzt hatte. Jede Nacht hatte er gedacht, dass er am nächsten Tag die Kraft würde sammeln können, um ihr zu begegnen. Doch an keinem Abend hatte er die Stärke gespürt, die nötig gewesen wäre, um sich den Empfindungen, die sie mit sich brachten, zu stellen.

Als die Gedanken auf ihn einstürmten – und mit ihnen die Gefühle – hatte er sich schon beinahe an die Einsamkeit gewöhnt, in der er seit dem Tag lebte, als er begann, sich nachts hinzusetzen. Sie war größer als früher, obwohl dies kaum möglich schien.

Bevor er Eva kannte, hatte er das Gefühl, allein zu sein, auch wahrgenommen, aber er konnte es damals besser ertragen. Umso deutlicher spürte er es jetzt. Er nahm nicht mehr Teil am Leben, hatte dies sowieso immer nur verhalten getan. Seine Nachbarn grüßte er, und er fand, das war mehr als genug. Er hatte mit den Menschen nie viel zu tun gehabt. Früher schon nicht und später noch weniger. Der einzige Mensch, den er in seine Seele gelassen hatte, war Eva gewesen. Er hatte sie kennen gelernt, als er im Supermarkt hektisch nach einer Konservendose suchte. Der Einkaufsmarkt war von den Verkäuferinnen umgestaltet worden, und so hatte er vor einem Regal gestanden, in dem keine Suppendosen mehr zu finden waren. Er hasste es, unter vielen Menschen sein zu müssen. Als er durch die Gänge mit den Waren eilte, war er plötzlich gegen eine Frau gestoßen. Er hatte hoch gesehen, um sich zu entschuldigen, und traf auf einen Blick, den er nie mehr vergessen würde. Eva hatte dunkle Augen mit langen Wimpern, und sie sah ihm in einer Art ins Gesicht, wie er es von den Menschen nicht kannte. Sie hatte nichts Fremdes an sich, nichts, das ihn auf der Hut sein ließ. Wie zufällig hatten sie sich danach beinahe täglich zwischen den Regalen getroffen, bis sie ihn irgendwann ansprach. Sie verabredeten sich und freundeten sich langsam an. Eines Tages hatte sie ihn gefragt, ob er ihr Mann werden wollte. Erstaunt hatte er damals festgestellt, dass ihm dieser Gedanke keine Furcht einjagte. Eva war ihm so nah, wie nie zuvor irgendein anderer Mensch. Sie ging behutsam mit um, weil sie war wie er.

Eva war eine Frau, die das Alleinsein liebte wie er es tat. Ihr genügte es, wenn sie mit ihm im Park oder im Wald spazieren gehen konnte. Beide sprachen sie wenig. Sie war ganz anders als die Frauen, die er vor ihr zu Freundinnen gehabt hatte. Er wusste, dass er viele Chancen hatte, weil er oft gesagt bekam, wie attraktiv er sei. Aber keine von ihnen - viele waren es nicht gewesen - wollte ihn lassen wie er

war. Keine von diesen Frauen hatte er geliebt. Manchmal dachte er, dass es ihm einfach passiert war, mit ihnen auszugehen. Und zu schlafen. Fühlen konnte er kaum etwas dabei. Sie blieben ihm fremd. Er dachte, es gehörte dazu, eine Freundin zu haben, aber keine von ihnen hatte sein Herz berühren können. Bei Eva war das anders. Von Anfang an hatte er das gespürt. Eva war ihm so ähnlich, dass es ihn noch heute erstaunte. Er hatte es genossen, mit ihr auf dem Sofa zu sitzen und zu schweigen. Sie hatten nicht viel gebraucht, um glücklich zu sein. Manchmal hatte Eva eine Kerze angezündet und dann hatten sie stundenlang in die Flammen geschaut und sich an den Händen gehalten. Sie hatten geredet. Über alles, was sie bewegte, und Eva hatte ihm oft sanft über die Wange gestrichen. Sie war eine Frau, die ihn verstand, ohne dass er viele Worte machen müssen. Wenn sie ihn ansah, fühlte er ihren Blick bis in seine Seele hinein und er war so glücklich, wie er es nie für möglich gehalten hatte. Eva war der erste Mensch, dem er vertraute, bei dem er sich geborgen gefühlt hatte. Nicht einmal seine Mutter hatte ihm ein solches Gefühl geben können. Als er schon einige Monate mit ihr zusammen gewesen war, hatte er ihr sein Inneres geöffnet. Diese Welt in ihm, die er in all den Jahren, seit er von deren Existenz wusste, verschlossen hielt wie einen Schatz, den es unter allen Umständen zu hüten galt. Er erzählte ihr davon, dass er als Kind keine Freunde gehabt hatte. Davon, dass seine Eltern sich kaum Zeit für ihn genommen hatten und wie sehr ihm das gefehlt hatte. Sprach auch davon, wie er in jeder Schulpause allein über den Schulhof gestreift war und niemals irgendwer ihn gefragt hatte, ob er mitspielen wollte. Und dass er bis heute nicht wusste, wie er auf eine solche Frage geantwortet hätte. Von seiner ersten Freundin erzählte er, die er in der Ausbildung kennen gelernt hatte und die etwas von ihm wollte, von dem er nicht wusste, was es war. Eva hatte ihm ruhig zugehört und ihm das Gefühl gegeben, er

könne dieses Ding in ihm, das die anderen Seele nannten und das ihm manchmal vorkam wie die Hölle, aufschließen, und er war ihr dafür dankbar, weil er sich seither lebendiger fühlte. Es waren keine schönen Erinnerungen, von denen er sprach. Aber er war froh, sie Eva sagen zu können. Sie nahmen nun nicht mehr so viel Platz in ihm ein, waren unwichtiger geworden. Eva war die einzige, die seine Seele erfüllte. Nichts mehr sonst war wichtig.

In dieser Nacht fühlte er noch einmal wie es war, als er zum ersten Mal bemerkte, dass er sein Innerstes geöffnet hatte und dass er Freude, beinahe Glück, darüber verspürt hatte, als er es entdeckte. Äußerlich hatte sich an seinem und Evas Leben nichts geändert. In sich aber fühlte er die Veränderung. Es war, als flösse das Blut leichter durch seinen Körper und als sei sein Kopf befreit worden von all den Gedanken, die sonst in ihm herumwirbelten wie Schneeflocken, die sich aus den Wolken gelöst hatten, um die Erde zu bedecken.

Er war nachlässig in dieser Nacht, als er schon geglaubt hatte, sich niemals mehr erinnern zu können. Schon einmal war er unvorsichtig gewesen. Er hatte sich in seinem Glück mit Eva eingerichtet, als könnte nichts und niemand es zerstören. Und dann hatte ihn das Schicksal getroffen. Er war so offen gewesen mit Eva, dass er meinte, Gott oder wer immer es war, der die Menschen beobachtete und für sie da sein sollte - jedenfalls, wenn er den Geschichten seines früheren Religionslehrers glauben konnte - hätte seine Adern, seine Knochen, seine Muskeln und sein Gewebe sehen können. Und in dem Moment, in dem alles sichtbar war, hatte die höhere Gewalt zugeschlagen. Gnadenlos. Ohne Mitleid.

Es war heute auf den Tag vierzehn Wochen her, dass die beiden Polizisten an seiner und Evas Wohnungstür geklingelt hatten. Eva hatte ihn von unterwegs angerufen, um ihm zu sagen, dass sie sich ein wenig verspäten würde, weil sie noch

schnell etwas zu essen kaufen wollte. Er wollte erwidern, dass er das bereits erledigt hatte, da war plötzlich die Verbindung abgebrochen.

Die beiden Polizeibeamten sagten, es täte ihnen leid, aber das glaubte er ihnen nicht. Er dachte, dass sie das zu jedem anderen auch sagten. Gegen achtzehn Uhr fünfzig sei es passiert, berichteten die Polizisten. Der Autofahrer hatte getrunken und war weitergefahren, obwohl Eva sich schon in der Mitte des Zebrastreifens befunden hatte. Sie war sofort tot. Die Stimmen der Polizisten, die sich in ihrem Bericht abwechselten, klangen routiniert. Er hatte sie nicht in die Wohnung gelassen, weil er gedacht hatte, wenn er ihnen den Zutritt verweigerte, stimmte nichts von dem, was sie ihm gerade gesagt hatten.

Nach zwei Tagen hatte er angefangen, alle Formalitäten zu regeln und sich Nacht für Nacht auf den Küchenstuhl zu setzen. Bis zum nächsten Morgen, der ihm einen

gnädigen Schlaf brachte. Kurz nur, aber tief.

In dieser Nacht, nach all den Wochen, die er wach geblieben war, konnte er zum ersten Mal weinen. Er weinte Stunde um Stunde, glaubte, sein Herz würde zerreißen. Schluchzte so laut, dass er meinte, alle im Hause müssten es hören. Erst nach vielen Stunden, als sein Gesicht geschwollen war von all den Tränen und dem Rotz und der Verzweiflung, begann er sich zu beruhigen. Als es hell wurde, stand er vom Stuhl auf, und er wusste, er würde sein altes Leben wieder aufnehmen. Würde zur Arbeit gehen und abends allein am Tisch sitzen, auf dem nur ein Teller stünde. Unvorstellbar noch, aber unabänderbar.

Denise Zöphel, geb. am 15.03.1965

ist Diplom-Sozialpädagogin. Sie lebt mit ihrem Mann und ihren beiden Kindern in Lüneburg. Im Juni 2004 begann sie mit ihrem ersten Roman und schreibt seit Anfang 2005 Kurzgeschichten.

Es war im Oktober

Wolfgang hatte seine Schwester im Spital besucht, die gerade eine ungefährliche Operation hinter sich hatte. Zufällig ging er auf dem Rückweg an einer offenen Krankenzimmertüre vorbei, im Bett sah er einen jungen Mann mit auffallend eingefallenem Gesicht liegen, eine etwa gleichaltrige Frau sich besorgt um ihn bemüht, wie sie ihm mit einem Löffel selbst verfertigte Nahrung in den Mund schob.

Wolfgang setzte sich im Freien nahe dem Eingang auf eine Bank, zündete sich nachdenklich eine Zigarette an. Nach einer Weile erschien die junge Besucherin von jenem Zimmer in der Eingangstür, zögerte und näherte sich der Bank, auf der Wolfgang rauchend saß und ließ sich leicht erschöpft neben ihm nieder. „Könnten Sie mir eine Zigarette verkaufen?“ fragte die junge Frau. Wolfgang sagte freundlich:

„Sie können auch zwei geschenkt haben.“ Sie nahm eine und sagte traurig: „Mein Mann leidet seit einiger Zeit an Krebs. Er ist noch so jung und wird den Heiligen Abend nicht mehr erleben.“

Wolfgang meinte mitleidig: „Darf ich Sie zu einer Tasse Kaffee in der Konditorei Prschemisl einladen, nicht weit von hier?“

Die Frau überlegte unentschlossen, nickte dann und sagte: „Also gut. Es ist eigentlich nicht meine Gewohnheit, mich von fremden Leuten einladen zu lassen, aber...“

Etwas später standen sie vor der geschlossenen Konditorei. Wolfgang sah sie verlegen an. „Ach ja, mein Name ist Wolfgang Mantel“, stellte er sich vor. „Soso“, versetzte sie, „ich heiße Inge Nachtweih. Tja, aus der Einladung wird es nichts. Ich braue bei mir zuhause beim Neptunbrunnen einen besseren Kaffee. Wenn Sie mich nachhause begleiten

wollen, Herr Mantel, können Sie bei mir eine Tasse Mokka trinken.“ Wolfgang erwiderte unbeholfen: „Ich möchte Ihnen aber nicht zur Last fallen.“ – Sie standen vor ihrer Wohnung, Inge sperrte sie auf, forderte ihren Begleiter auf einzutreten und Platz zu nehmen. Während sie den Kaffee zubereitete, sagte Inge über ihre Schulter hinweg: „Ich weiß nicht, warum ich Ihnen vertraue, Herr Mantel, es ist das erstemal, dass ich einen fremden Mann in meine Wohnung lasse.“ Beide nippten genüsslich an ihren dampfenden Tassen und schwiegen. Inge fragte unvermittelt: „Wie alt mögen Sie sein? Sie sind höchstens 30 Jahre. Sie sehen gut aus.“ „Schon etwas drüber, Frau Nachtweih. Ihr Vorname gefällt mir allerdings besser.“ Inges schlanker Körper bewegte sich anmutig zum Bad und verschwand in Richtung Badezimmer. Er hörte das Wasser in der Badewanne rauschen. Inge badete lange und ausgiebig. „Wie wäre es mit einem Bad bei Ihnen, Herr Mantel? Sie könnten es gebrauchen“, rief Inge vom Bad aus, trocknete sich ab, hüllte sich in ihren Bademantel. Wolfgang hatte sich erhoben; Inge glitt aus dem Badezimmer, als Wolfgang nahe bei ihr vorbeischnitt – er sog den betörenden Geruch von Camayseife und Duschgel in sich ein – und setzte sich in einen Lederfauteuil. Er entkleidete sich, ließ Wasser in die Badewanne, badete und wusch seine Haare. Dann warf er sich den anderen Bademantel um und schlenderte ins Wohnzimmer zurück. Inge war nicht zu sehen; nur der Geruch von Eau de Cologne war noch in der Luft. „Ich bin hier, Herr Mantel“, hörte er sie aus dem Schlafzimmer rufen. Er betrat es. Alles war hier in Blau, der Spannteppich, ausgenommen die Bettwäsche. „Lassen Sie doch den blöden Herrn Mantel; mein Zuname widert mich an, Frau Inge.“ Sie hatte den Frotteemantel abgestreift, lag auf dem Bett, blickte ihn lächelnd an und sagte: „Legen Sie sich neben mich, aber nicht zu nahe!“ Wolfgang kam ihrem Wunsche nach. Er wollte sie und ihre Brüste küssen und berühren, die erst jetzt

voll zur Geltung kamen, aber sie schob ihn sanft beiseite. „Später, Wolfgang“, flüsterte sie. Es war schon längst dunkel geworden; sie lagen im Finstern. Wolfgang nahm Inges Hand; sie entzog sie ihm nicht; behutsam näherte er sich ihr und begann ihre Brüste zu küssen. Da schmiegte sie sich eng an ihn. Ihre fein geschnittenen Lippen waren samtig und schmeckten nach Honig, ihre Hände wirkten zärtlich und sanft; alles bei ihr war voller Hingabe, gefühlvoll und ungekünstelt. Zwei Menschen hatten einander gefunden, aber es blieb nur ein beglückender Rausch... Danach schlief er erschöpft ein. Wolfgang erhob sich leise und schrieb auf einem Briefpapier.

„Du hast mir etwas geschenkt, was mir nicht gehörte. Trotzdem danke ich dir sehr dafür. Wenn du aber trotzdem mit mir weiter in Kontakt bleiben willst, hier meine Telefonnummer und Adresse. Ich liebe dich. Dein Wolfgang.“

Er verließ die Wohnung. Inge schrieb nicht und rief nicht an. Enttäuscht und innerlich vereinsamt verrichtete er verbissen seine Arbeit, um sie zu vergessen.

Nach fast zwei Jahren schrieb ihm Inge. „Ich war erst jetzt in der Lage dir zu schreiben, denn nach dem Tode meines Mannes vor zwei Jahren glaubte ich ihm eine Zeit lang treu bleiben zu müssen. Wenn du mich inzwischen nicht vergessen hast, komm zum Neptunbrunnen.“ Sie trafen sich wieder; aber solche Stunden der Berausung und des Glücks wie damals, damit war es vorbei.

Thilo Bachmann

von beruf gelernter gärtner, schreibt gerne kurzprosa, kurzkrimis, schmunzelgeschichten, lyrik, weihnachtsgeschichten, satiren, essays. in mehreren anthologien und zeitschriftenverlagen im in- und ausland veröffentlicht. hobby-pianist. steckenpferde sind fremdsprachen, literatur, musik, geschichte. Lieblingsautoren: dostojewsky, knut hamsun, gustav freytag. vorgezogene komponisten: bach, beethoven, mozart, auch countrymusik, soul, blues.

Die habsüchtige Zimmervermieterin

Eine Fuschler Einwohnerin – Witwe und Tierärztin, hatte beschlossen sich wieder zu verheiraten. Nun, das ist in der gegenwärtigen Zeit nicht ganz so einfach, umso mehr, wenn es eine gebildete Dame ist und diese Lust hat, neben sich wieder einen Intellektuellen zu haben. Aber es gibt augenblicklich wenig heiratsfähige Intellektuelle, das heißt: Es gibt natürlich schon welche, aber alle haben irgend etwas an sich; entweder sind sie schon verheiratet oder haben reichlich Familie oder sind kränklich und das bedeutet ja nicht gerade Sonnenschein im Eheleben.

Im vergangenen Jahr hat sie den Mann verloren. Er war an Lungenkrebs gestorben. Anfangs hat sie sich zu diesem Umstand ziemlich gleichgültig verhalten. „Ach was“, hat sie gedacht, „macht nichts!“ Später aber sieht sie, daß es doch nicht so einfach ist... Oh nein, das macht doch schon etwas! Die guten Männer laufen nicht in Rudeln auf der Welt herum, und selbstverständlich fängt sie an, sich zu betrüben, ist traurig ungefähr ein Jahr und vertraut ihren Kummer der Zimmervermieterin an, denn diese kommt täglich zu ihr. Weil nämlich doch der Mann an Lungenkrebs gestorben ist, hat die Witwe begonnen, sich zu pflegen und besser zu ernähren. Sie trinkt 2 Liter Milch am Tag, und davon geht sie auf wie ein Hefeteig. Deswegen hat sie so oft diese sonderbaren Heiratsträume.

Jetzt trinkt sie bereits mehr als ein Jahr lang ausschließlich Milch und das nicht wenig, wird immer gesünder und gesünder, spricht unter anderem lange mit der Zimmervermieterin. Womit es anfangen kann ich nicht sagen. Ich glaube, daß fast alles immer teurer, die Qualität der Milch immer schlechter würde und daß es keine Männer gäbe, mit denen man ernsthafte Pläne fürs Leben machen könne.

Die Zimmerwirtin meinte darauf: „Ja, leider, es ist so wie Sie sagen.- Heiratsfähige Männer gibt es in der Tat

kaum welche.“ Die Tierärztin sagte: „Ich verdiene zwar ganz beachtlich, besitze alles, Haus, Möbel, Geld, Auto - und bin nicht hässlich. – Aber schauen Sie, es gelingt mir nicht, den richtigen Mann zu finden. Es bleibt mir wohl nichts anderes übrig ein Inserat in die Zeitung zu geben.“

„Irgend einen sollte man doch ausfindig machen“, bestätigte die Vermieterin. Die Tierärztin antwortete: „Wenn es nicht anders geht, würde ich sogar eine Menge Geld dafür ausgeben. Ich würde dem Geld zahlen, der mir eine seriöse Herrenbekanntschaft vermittelt.“

Die Zimmervermieterin und Bäuerin sagte: „Was wäre Ihnen die Sache wert?“

„Ja“, antwortete die Ärztin bedächtig, „das kommt natürlich auf die Sorte Mann an, die ich kennen lerne. Ist es ein Mann mit Intelligenzberuf, sieht auch noch gut aus, würde ich ohne Weiteres 220 Euro locker lassen.“ Die Bäuerin erwiderte gedehnt: „220 Euro? Da machen Sie sich aber lächerlich. Ich glaube, Sie scherzen natürlich,... Ich schlage Ihnen eine runde Summe vor, 400 Euro; dann lege ich mich ins Zeug. Ich habe da gerade Einen im Auge, der für Sie vielleicht der Richtige wäre.“

„Aber wenn es kein Intellektueller und nur ein gewöhnlicher Handwerker ist?“ fragte die Ärztin. „Wozu soll ich dann 400 Euro zahlen?“ „Wo denken Sie hin?“ meint die Andere, „ein Arbeiter? Nein. Es handelt sich um einen Ingenieur!“

Die Ärztin sagte: „Also gut, dann machen Sie mich mit ihm bekannt. Fürs erste gebe ich Ihnen 35 Euro für Ihre Mühe.“

In Wirklichkeit hatte die Bäuerin sie angelogen und kannte keinen solchen Herrn. Aber da sie geldgierig war, konnte sie jetzt nicht mehr zurück. Sie überlegte hin und her wie sie der Ärztin am leichtesten so viel Geld ablocken konnte

Als sie nach Hause kam, sagte sie zu Ihrem Bruder: „Hör doch mal, Stefanchen, was ich dir zu erzählen habe. Wir könnten in

kürzester Zeit ohne Mühe 350 Euro verdienen.“ Und sie erklärte ihm, worum es ging.

„Wie wär’s“, meinte sie mit listiger Miene, „wenn ich dich mit jener reichen Tierärztin zusammenbringe und diese blöde Ziege mir dann tatsächlich diese Summe auszahlen würde!“

Allerdings wurde der Bruder dringend für die landwirtschaftlichen Arbeiten gebraucht, außerdem war er ein eingefleischter Junggeselle.

„Und“, fuhr die Zimmervermieterin fort, „wenn sie dann durchaus darauf bestehen sollte, kannst du dich ja für eine gewisse Zeit mit ihr einlassen. Das macht überhaupt nichts.

Heute lässt man sich im Eheregister löschen und morgen wieder eintragen und umgekehrt, so einfach ist das.“

Der Bruder der Bäuerin, ein stattlich gebauter Bursche mit einem Spitzbart, erwiderte belustigt: „Ausgezeichnet! Das ist ganz nach meinem Geschmack. Ohne Anstrengung so viel einstreifen zu können.“

Also machte nach ein paar Tagen die Milchfrau die Tierärztin mit ihrem Bruder bekannt, und die Tierärztin freut sich darüber sehr und bezahlt die vereinbarte Summe.

Der Bruder der Zimmervermieterin läßt sich mit der Ärztin in das Heiratsregister eintragen, zieht in ihr Haus und bleibt dort eine ganze Woche, und dann werden es bereits 12 Tage. Da erscheint seine Schwester und fragt ihn mit verhaltenem Zorn: „Wie? Du bist noch immer hier?“

Der „Ingenieur“ antwortet gelassen: „Ich habe es mir anders überlegt. Mir gefällt es hier recht gut. Das Leben ist hier für mich erstrebenswerter als die ewig anstrengende Arbeit am Lande.“ Seine Schwester fuhr ihn an: „Und wer macht bei uns die Stall- und Feldarbeit? Dazu brauche ich dich dringendst.“

Da aber der Bruder seine Meinung nicht änderte, war die Beziehung der beiden Geschwister gespannt, der Bruder der Bäuerin blieb bei der Tierärztin für immer. Diese konnte sich eines spöttischen Lachens nicht erwehren.

Die Zimmervermieterin versuchte erfolglos noch ein paar mal den Bruder zurück zu bekommen, aber sie musste jedes Mal unverrichteter Dinge wieder abziehen. So rächte sich ihre Habgier an ihr selbst und zwar wegen läppischer 350 Euro.

Hätte sie sich einen feschen, kräftigen Bauernburschen geangelt und geheiratet wäre sie diese Art von Sorgen los gewesen. Aber dazu fehlte es ihr an Einfallsreichtum und sie musste zusehen wie sie in Hinkunft ohne Mann zurechtkam.

Elfriede Herold

in Wien/ Österreich geboren, arbeitet als Damenschneiderin.

Seit 1984 schreibt sie Kurzgeschichten, Märchen, Lyrik, experimentelle Prosa, Schmunzelgeschichten, Satiren u.v.m. Veröffentlichungen in Anthologien und Literaturzeitschriften und Internetforen im In- u. Ausland, zahlreiche Lesungen in Wien.

Fahrt mit der S-Bahn im Winter

Ich schaue aus dem Fenster der S-Bahn. Draußen wird es langsam dunkel und die Bäume strecken ihre Äste wie dürre Finger in die Höhe. Nur Tannen, Rasen und manche Büsche sind noch grün. Das alles fliegt an mir vorbei, wird immer

schemenhafter. Der Schnee, der vor einigen Tagen noch lag, ist bis auf wenige kleine Reste mit schwarzen Rändern weggeschmolzen.

Der Zug hält in Ratingen und einige Menschen warten auf dem Bahnsteig. Sie

steigen ein und einige aus der Bahn treten raus. Die Zugtüren öffnen und schließen sich mit einem lautstarken Klicken. Der Zugführer kündigt über Lautsprecher schon den nächsten Bahnhof an.

Die Bahn fährt an und an der nächsten Station hält sie schon wieder. Dasselbe Spiel: Leute steigen ein und aus und die Türen gehen auf und zu.

Der Zug erreicht Düsseldorf. Man sieht Häuser, Lichter drinnen und draußen. Das ARAG-Haus in Derendorf gleitet vorbei und die Bahn erreicht die nächste Station.

Nachdem sie wieder angefahren ist, kann man Kirchtürme und manchmal den Düsseldorfer Fernsehturm mit einem roten Licht an seiner Spitze sehen, wie er zwischen den vorbeiziehenden Häusern hervorlugt. Ich sehe beleuchtete Straßen, manchmal ein Auto, einen Fußgänger. Mir fällt auf, dass im Außenbereich der Stadt

wenig Weihnachtsschmuck/ -beleuchtung angebracht ist.

Aber je näher man dem Hauptbahnhof kommt, um so mehr wird es. Ein Gegenzug fährt vorbei, die erleuchteten Fenster kommen einem im Rhythmus entgegen. Immer wieder fällt mein Blick auf die Masten und Drähte der Oberleitungen. Die Schwellen und der Schotter der Schienen sind nass.

Noch ein paar Stopps, dann erreicht der Zug Düsseldorf Hauptbahnhof. Der Bahnsteig ist hier besonders voller Menschen, die auf ihn warten. Ich steige mit einem Schwung Leute aus und die Bahn fährt weiter nach Köln-Nippes. Mit der Menschenmenge schwimme ich zur Treppe in das Bahnhofsgebäude und gehe weiter zur U-Bahn, um mich in die Innenstadt zu begeben.

Karl Farr

Tanzende Nebel

Das „Nebeldrehen“ wie im „Lili-Marleen“-Lied beobachtete ich eines Nachts, als ich auf einer Allee zu Fuß über Land unterwegs war. Es handelte sich um eine einsame Gegend. Die Straße wurde von hohen Pappeln gesäumt, die in regelmäßigen Abständen standen. Ein Auto raste vorbei und sein Scheinwerferlicht tanzte im Laubdach der Bäume und bildete einen hellen Rand ähnlich wie bei einer Kerze.

Bald darauf kam ich an eine graue Mauer, die ein Gehöft umgab, vor dem eine einzige Straßenlaterne ihr milchiges Licht spendete. Das Gebäude war aus dunkelroten Backsteinen gemauert und die Fenster waren noch dunkel. Neben dem Gebäude befand sich eine Einfahrt, die ein großes Tor verschloss. Davor stand einsam ein Traktor.

Den großen asphaltierten Hof vor dem Haus umgaben Büsche und Hecken, und

der wurde von der Laterne in diffuses Licht getaucht. Der Nebel watete um Laternenmast und Hecken, und Wassertropfen glänzten auf den Blättern. Spinnweben glitzerten zwischen den Zweigen. Ich trat näher, und der Nebel schien im Kreis zu tanzen.

Nach einer Weile des Schweigens ging im Haus das Licht an, und der Bauer trat durch die Haustür. Ich sprach ihn an und wies ihn auf das Schauspiel hin. Er antwortet, daß dies hier öfter vorkäme. Dann wandte er sich ab, schwang sich auf seinen Traktor und fuhr davon.

Karl Farr

1954 in Leer/ Ostfriesland geboren, Sozialpädagoge, lebt zur Zeit in Essen, schreibt seit 1979 Gedichte und Kurzerzählungen, bisher verschiedene Veröffentlichungen, Lesungen und Fotoausstellungen

Verschneiter Sonntagnachmittag

Windstiller
grauer Tag,
Wolken
bedecken
Häuser und Stadt;
Vogelruf
stärkt nur die
Stille.
Blattknisterlaut.

Mattes Licht spiegelt in Wasserpfützen.

Gedicht und Bild von Esther Bystrek

Die Autorin veröffentlicht auch Gedichte und Bilder auf den Webseiten der Edition Wendepunkt (www.ew-buch.de siehe Menüpunkt „Matinée“).

Manchmal treibt es einen

"Manchmal treibt es einen, s o
Manchmal schreibt es einen, s o
Manchmal wird man angetrieben
Oder zweckfrei fortgeschrieben
Manchmal möchte man halt was sagen
Seinen stillen Kummer fragen
Woher er rühre, was er will
Und was seiner Absicht Ziel
Manchmal fühlt man sich verloren
Oder glaube sich auserkoren
Das zu äußern, was versteckt
Eher Zorn als Hoffnung weckt
Was rumort, was ruhlos macht
Sei´s am Tage, sei´s bei Nacht
Dinge, die dem Nutzen fremd
Zwischen Phrasen eingeklemmt
Betteln und das Weite suchen
Tiefste SehnSucht. Bittres Fluchen
Möglichkeiten - außen vor
Dringen kärglich an dein Ohr

Und du tust das ewig Nahe
Selbstgefällig sich bejahe
Wer den Seelenspiegel scheut
Und sein Handeln nie bereut
Wer den eignen T o n verfehlt
Und den niemals Zweifel quält
Wer dem gnädigen Gott allein
Fesselt an sein Allmachtsbein
Wer vom bloßen Hören - Sagen
Schneidert seinen Glaubenskragen
Wer, anstatt sich anzustrengen
Es vorzieht, sich zu vermengen
Denn das Dummstellen, Ihr wisst,
Demonstriert als Menschenlist."

*April 2006
Essen/ Ruhr*

*Arno
Peters*

Hungerbrot

Knapp rationiert
in Frischhaltefolie
Liebe
als fettarmes Fertiggericht
Glück
in Tupperware luftdicht versiegelt
Nur alle drei Wochen in Maßen
serviert
Im Eisfach gefrorene
Sonnenstrahlen
für Ostern, Pfingsten und Weihnachten
Geborgenheit
ist Importgut geworden,
die Einfuhr auf wenige Tage begrenzt
Hungerbrot
nagt die Seele im Osten
Im Westen gebacken
unlimitiert...

(geschrieben im Intercity von Amsterdam nach Berlin)

Annika Senger

Ich wurde 1979 in der niedersächsischen Provinz geboren, habe 2003 ein Anglistik-Studium abgeschlossen und danach als freie Journalistin gearbeitet. Seit Februar 2006 volontiere ich bei einem Zeitschriftenverlag in Berlin, sehe mich allerdings eher als Musik- und Literaturkritikerin, Sängerin, Malerin und Schreiberin. 2001 wurde meine Tragikomödie "Ganymed" im Plausus Theaterverlag veröffentlicht und im Juni diesen Jahres in Vechta uraufgeführt.

Armageddon, heute

Die Sonne
fällt ins Meer, und
die Schleusen der Nacht
machen auf. - Und ich will
keine Münze
für fünf Minuten Licht,
um zu sehen
wie die Gier der Götzen
vergoldet wird. - Und ich will
keinen Segen
für das Blut an der Hand,
weil ein
hungriger Hirte ein
Wolf ist, und seine Kinder
verkauft. - Und ich weiß nur
den Weg
in die Seuche,

die rattengesichtig
an uns frisst. - Und sie ist
erst satt, wenn im Grunde
die Ziele verfaulen.

Die Brut krepirt
an der Milch. - Und ich will
keine Missgeburt mästen.

Carmen Herrmann

Ich bin 1965 in Kelheim/Ndb. geboren und über Umwege nach Regensburg gelangt, wo ich seit 10 Jahren lebe. Gedichtveröffentlichung im Faltblatt "Lyrische Saiten". Kurzgeschichte in der Zeitschrift "Synapse".

Des Königs Dorf

Es klebt Lüge
an den Händen der Intrige

chromblitzend steht Status
in bürgerlichen Ställen
wartet
auf den Ruf der Kirchglocken

am Abend
trifft Geselligkeit den Tratsch
um Andersartigkeit
die über Tellerrand geschaut
kleingeistig an den Pranger zu stellen

Gedanken kriechen im Gestrüpp
das die Herzen eng umschließt
Spott tropft auf grobes Leder
aus allzeit lächelnden Gesichtern

Georg Walz
Lyrik und Kurzprosa, Satire und Humor,
Fach- und Sachbuch, Grafik und
Zeichnung. Diverse Bücher und
Veröffentlichungen (Lyrik & Grafik) in
Literaturzeitschriften.

Nebelschwaden
über dem Land. Die Gesetze
der Natur

sind auch die Gesetze
der Politik

Verschleierung
allüberall. Kennst du
den Hintergrund?

Klare Sicht
erweitert den Horizont

Sturmtief von Norden.
Der April schickt Eisblumen
zur Haustür des Frühlings

mary west, geboren 1953, in der
Altenpflege tätig, schreibt seit 2002 und
wurde schon mehrfach veröffentlicht

Rezension: „Ausgewandert – Aufgezeichnet. Freuden und Leiden des Auswanderns“ von Sigrid Steiner

An Hinschmeißen und Neuanfangen hat doch sicher jede/r mal gedacht. Dabei geht es oft mehr ums Wegkommen als ums Ankommen. Konkrete Vorstellungen vom Ziel fehlen oft, wenn man die vorgezeichneten Bahnen zu verlassen träumt. Darum sollte man sich die Chance nicht entgehen lassen, aus den Erfahrungen derer zu lernen, die diesen Weg schon gegangen sind. Sigrid Steiner lebte jahrelang in Paraguay und der Dominikanischen Republik und berichtet nun darüber in ihrem Buch. Sie hat Erfahrungen und Anekdoten von Auswanderern zusammengestellt, die in bunter Mischung und ironisch erzählt einen vielfältigen Einblick und Gesamteindruck geben, was einem passieren kann und worauf man achten sollte. Somit ist dieses Buch sowohl eine unterhaltsame und exotische Lektüre als auch konkretes Informationsmaterial für Auswanderungswillige.

Strände und Sonnenseiten liegen hier ganz nahe bei Betrügereien und Untergang. Die neu gewonnene (fast!) völlige Freiheit hat ihre Tücken und ist sogar hochgefährlich. Da Geld auf der ganzen Welt dazu da ist, Freiheit einzuschränken, kann man auch in der Dominikanischen Republik nicht ohne Arbeit reich werden, außer man ist ein Verbrecher und trägt beispielsweise gutgläubige Landsleute. Fremde Verkehrsregeln, strenge Gesetze und gnadenlose Raubritter machen einem das Leben schwer. Denn die anderen nutzen ihre Freiheiten ebenfalls!

Sigrid Steiner warnt: „Erfolge, die wir in der Heimat nicht erlangten, werden sich auch im so begehrten Ausland nicht von selbst einstellen. Egal welcher Destination man die Bezeichnung Paradies andichtet, mangelnde Qualifikationen lassen sich auch dort unter blauem Himmel nicht

einfach ausradieren. Paradiesisch und einzig erstrebenswert erscheint dann nach einiger Zeit nur noch der Gedanke an die Rückkehr - in das gute altbewährte Leben zu Hause. Falls nicht mehr realisierbar - Endstation Sehnsucht...“

Das Geld für den Rückflug stammt dann oft aus dem Verkauf fremden Eigentums oder von Mama.

Doch viele Erfolgsgeschichten zeigen auch, wie es funktionieren kann. Ratschlag Nummer eins von Sigrid Steiner ist das alte: Schuster, bleib´ bei deinem Leisten. Sie schreibt: „Dass es aber auch Menschen gibt, die ihre Pläne und Vorstellungen, mittels tatkräftigem Einsatz, Anpassungsfähigkeit, sozialer Kompetenz und vor allem Fairness überall umsetzen können, beweist dass die Zukunft von morgen bereits das Fundament von heute benötigt. Etwas das jeder Auswanderer niemals außer Acht lassen sollte, wo immer er auch sein Paradies suchen mag. Wirkliches Lebenswertgefühl ist etwas, das jeder für sich maximieren kann - überall auf der Welt.“

Einfach ist dies nirgends: „Wer in seiner Wahlheimat ansässig werden möchte und nicht gerade Pensionsbezieher ist, oder Mieteinnahmen aus dem Ausland zu verbuchen hat, um seinen Lebensunterhalt gesichert zu sehen, der muss hier, mit Sicherheit, mehr Einsatz in der Berufswelt erbringen als in der alten Heimat.“

Gerade die Exotik der Zugewanderten kann sich aber bezahlt machen, ob im österreichischen Biergarten oder beim deutschen Metzger.

Während die Misserfolge sehr ausführlich beschrieben werden, wobei auch rechtliche und organisatorische Tipps eingewoben sind, werden leider die Erfolgsgeschichten viel knapper erzählt. Dies ist aber auch der

einziges Wermutstropfen in diesem ansonsten prickelnden Gemisch.

Das Lesen wird nie langweilig, denn die Spannung steigert sich und die Geschichten sind so angeordnet, dass sie nach und nach immer exotischer werden, geradezu traumatisierend: der Augenzeugenbericht vom Absturz der Birgen Air Maschine 1996, eine Totenerweckung, ein Schwangerschaftsabbruch auf Paraguanisch und eine Teufelsaustreibung. Auch eine Kriminalgeschichte aus Paraguay, die so ganz anders ausgeht als es in Europa möglich wäre. Dieses Buch ist authentisch und absolut lesenswert!

ISBN 3-939856-03-7, 88 Seiten, 14,90 €
erscheint Oktober 2006, Mediengruppe
König, siehe auch: www.ausgewandert.at

Sigrid Steiner wurde 1964 in Judenburg (Österreich/Steiermark) geboren. Von 1994-1997 in Paraguay und der Dominikanischen Republik, als Mitbegründerin eines Tourismus-Journals und als Nachrichtensprecherin tätig. Betreiberin des ersten Internetcafés an der Nordküste der Dominikanischen Republik. Seit 1998 wieder in Österreich lebend und in ihrem Beruf als Bürokauffrau tätig.

Andrea Herrmann

Rezension: „Nachtzug nach Lissabon“ von Pascal Mercier

Dieses Buch ist kein Krimi und doch kann man es nur lesen wie einen solchen, nämlich atemlos, neugierig und gespannt. In einem Zuge von Anfang bis zum Ende. Der (philosophische) Roman handelt von einer detektivischen Suche nach Orten, Menschen, Zusammenhängen, begleitet von einer Fülle von Zufällen. Man könnte auch sagen von „Fügungen“.

Letzten Endes geht es bei dieser akribischen Schnitzeljagd von Bern bis nach Lissabon und zurück um nichts Geringeres als die Frage: Wer sind wir, wozu leben wir und wie weit liegt es in unserer Macht, die zu sein oder zu werden, die wir sind? Könnten wir mit dem Wissen und der Erfahrung, die wir im Laufe eines langen Lebens gesammelt haben, von einem bestimmten Punkt unseres bisherigen Lebens aus ein ganz anderes, vielleicht sogar besseres Leben führen und würden wir das überhaupt wollen?

Alle diese Fragen stellte sich Raimund Gregorius, der Lehrer für alte Sprachen in Bern, der von seinen Schülern liebevoll „Mundus“ genannt wird, bis zu dem denkwürdigen Tag auf der Aare-Brücke in Bern nicht.

Er hatte sein Leben der Erforschung und Weitergabe der alten Sprachen Latein, Griechisch und Hebräisch verschrieben und war damit glücklich.

Dass er je einen Fehler machte, war undenkbar, wie sogar seine Kollegen anerkannten. Sie nannten ihn etwas respektlos „Papyrus“. Seine Frau hatte ihn vor einiger Zeit gerade wegen dieser Eigenschaften verlassen und sich einem weniger vollkommenen Mann zugewandt.

Seine Begegnung mit einer fremden Frau, die sich in vermeintlicher Selbstmordabsicht über das Brückengeländer der Aare beugte, verursachte einen Erdbeben in seinem wohlgeordneten Dasein, der alle bisherigen Gewissheiten in Frage stellte.

Einem plötzlichen Impuls folgend, verließ nach dem Vorfall auf der Brücke der untadelige Lehrer Gregorius aus Bern mitten im Unterricht das Klassenzimmer, um sich in der Bibliothek ein portugiesisches Wörterbuch zu besorgen. Es hatte ihn gestört, ja geradezu verstört, dass er die Sprache der Geretteten nicht verstand. Sie war Portugiesin.

In der Bibliothek fiel sein Blick zufällig auf den klangvollen Titel eines Büchleins, das eine junge Frau mit verklärtem Blick in der Hand hielt. Es war ein portugiesischer Titel. Gregorius mit seinem fotografischen Gedächtnis merkte sich den Verfasser, lief sofort in sein Lieblingsantiquariat und fragte nach dem Buch. Der Buchhändler übergab ihm eine schöne alte Ausgabe des Verfassers Amadeu Prado mit einer Geste, als wäre dies eine unbezahlbare Kostbarkeit.

Raimund Gregorius bestieg noch am gleichen Tage den Nachtzug nach Lissabon. Vorher schrieb er einen Kündigungsbrief an den Rektor seiner Schule und warf ihn in den Briefkasten. Aus Mundus, dem Untadeligen, wurde im Laufe von Stunden, Tagen, schließlich Wochen, ein Getriebener, der sich wie ein Detektiv mit Hilfe des Tagebuches von Amadeu Prado den Spuren der Orte, Menschen, Ereignisse auf dem Lebensweg des schon vor 30 Jahren verstorbenen Arztes und Schriftstellers und späteren Widerstandskämpfers während der Diktatur Salazars zu nähern versuchte

Ein Hinweis hier, ein Zufall dort - alles fügt sich in diesem Roman zu dem unglaublichen Versuch des Protagonisten, in die Haut eines anderen zu schlüpfen, eine fremde Lebensreise nachzuvollziehen, sich seine Gedankenwelt anzueignen..

Gregorius wird in die philosophischen Betrachtungen Prados und in das verwirrende Häusermeer der Stadt Lissabon sogartig hineingezogen.

Lesend und suchend wandelt er von Tag zu Tag mehr gleichsam in den Schuhen Amadeu Prados, findet Zeugen seiner damaligen Lebensumstände und gewinnt dabei ein Maß an Spontaneität und Leichtigkeit, das vorher für ihn undenkbar gewesen wäre. Ein schon lange fälliger Besuch beim Augenarzt, eine neue Brille, die seinen Blick klarer und ein Anzug, der ihn ansehnlicher macht, werden zu äußeren Anzeichen seiner inneren Verwandlung.

Wird diese Verwandlung anhalten und ist es möglich, eine solch durchgreifende Veränderung durchzuhalten? Ist es überhaupt möglich, sie auszuhalten?

Die lange Reise in eine fremde Sprache, ein fremdes Land, ein neues eigenes und gleichzeitig das Hineintauchen in ein fremdes Leben endet aus nicht vorhersehbaren Gründen mit einer Rückkehr nach Bern. Wird der Lateinlehrer Mundus nach diesen seine Existenz auf den Kopf stellenden Ereignissen sein gewohntes Leben, seinen normalen Alltag wieder aufnehmen können? Vor allem bleibt die Frage: Wird er es wollen?

In einer überaus schönen, präzisen und bildhaften Sprache, in Sätzen, die man sich eingerahmt an die Wand hängen möchte, gelingt es Pascal Mercier diese kriminalistisch anmutende Spurensuche zu einer philosophischen Reise zu gestalten, die grundsätzliche Fragen des menschlichen Daseins beleuchtet, teilweise mit den Worten Amadeu Prados beantwortet. Das Meiste bleibt offen, wie das im wahren Leben so ist.

Pascal Mercier muss das ja wissen, ist er doch in seinem eigenen „wahren Leben“ der in Berlin lehrende Berner Professor Peter Bieri.

Seinem Roman hat er einen Satz Fernando Pessoa aus dem Jahre 1932 vorangestellt: „Cada um de nós vários, é muitos, é uma prolixidade de si mesmos“. (Jeder von uns ist mehrere, ist viele, ist ein Übermaß an Selbsten)

Diesen Roman eines Vielseitigen kann ich sehr empfehlen. Ich habe lange keinen so gut geschriebenen, spannenden und bereichernden Roman gelesen wie diesen. Wie gesagt, atemlos wie einen Krimi.

Hanser, München, 496 S., Euro 24,90,
ISBN 3-446-20555-1
Nora Zorn

Wettbewerbe

Datum	15.10.2006	31.10.2006
Name	BEO-Kurzgeschichten-Wettbewerb	Anthologie „Pedanten und Chaoten“
Genre	erotische Kurzgeschichte (unveröffentlicht)	literarische, wissenschaftliche, essayistische und Beiträge der bildenden Kunst
Thema	Arbeitstitel: "Kuschel-Überraschungen" - erotische Kurzgeschichten mit unerwarteter Wendung	Pedanten und Chaoten, Auseinandersetzung mit dem Thema abseits des Offensichtlichen
Umfang	3-7 Seiten, pro Teilnehmer/in nur eine Einsendung	
Form	per E-Mail (in Mailtext, als .TXT oder .RTF-Anhang), mit Kurzbiographie u. ggf. Bibliographie	Elektronisch oder schriftlich (mit beiliegender Diskette)
Preis	1.) 100€ 2.) 50€ 3.) 30€ Online-Veröffentlichung, eventuell Anthologie, ansonsten alle Rechte bei den Autor/innen	ein Honorarexemplar der Anthologie
Teilnehmer	Autor/innen mit Wohnsitz in Deutschland	
Veranstalter	BEO-Verlag	Edition Splitter
Einsenden an	wettbewerb@beo-verlag.de	Edition Splitter & Splitter Art, Salvatorgasse 10, A-1010 Wien horn@splitter.co.at
Nähere Informationen	BEO-Verlag Ortrud Bütke Bahnhofstr. 14 D-31675 Bückeberg Tel. 05722 890709 http://www.beo-verlag.de/kurzgeschichten-wettbewerb.html	Tel. 0043 1 532 73 72 Mobil. 0043 (0)664 4030 172 www.splitter.co.at

Wettbewerbe zusammengestellt von Andrea Herrmann. Keine Haftung für Fehler.

Die Seitenangaben beziehen sich bei allen Wettbewerben, wenn nicht anders angegeben, auf eine Normseite von 30 Zeilen à 60 Anschlägen auf einem DIN A4 Blatt.

Es müssen immer Kopien (und keine Originale) eingeschickt werden, weil die Beiträge so gut wie nie zurück gesendet werden.

Datum	31.10.2006	30.11.2006
Name	Jeder möchte doch in seinem Leben eine Mauer niederreißen	"Der Duft des Doppelpunktes" - Literaturpreis
Genre	Kurzgeschichte, Interview, Lyrik, Reportage, Satire usw. (veröff. und unveröff.)	Prosa (Kurzgeschichte, Satire, Bericht oder Märchen) und Lyrik (unveröffentlicht)
Thema	„Jeder möchte doch in seinem Leben eine Mauer niederreißen“: Überwinden eines Hindernisses, fast Unmögliches wurde wahr, z.B. Überwinden einer Sucht, Leben mit einer Behinderung, die Wiedervereinigung Deutschlands, die Europ. Integration, allerlei Neuanfänge im Leben usw.	Arbeitswelt
Umfang	3-10 Seiten	Prosa: bis 3 Seiten, ein Beitrag pro Teilnehmer; Lyrik: bis drei Gedichte à 1 max. Seite
Form	mit einer Kurzvita auf Diskette oder CD, sowie beiliegendem Ausdruck	Deutschsprachig, 5 Kopien, anonym: auf jede Seite rechts oben anstelle Ihres Namens eine fünfstellige Zahl; mit Einverständniserklärung (s. Webseite), Kontaktdaten und Kurzbiographie (10 Zeilen) in verschlossenen Umschlag mit Kennwort außen
Preis		1.) 150€, 2.) 100€, 3.) 50€, 4.-10. je ein Buch
Teilnehmer		ohne Verlagspublikation, ausgenommen in Literaturzeitung oder Anthologien
Veranstalter	MAUERBRUCH das Buchmagazin für Gesellschafts- und Randgruppenthemen	Literaturblog "Duftender Doppelpunkt"
Einsenden an	MAUER VERLAG Dr. h.c. W. Kriese, Wittenberger Str. 51, D-72108 Rottenburg a/N	Literaturwettbewerb "Der Duft des Doppelpunktes" Kennwort: Literatur der Arbeitswelt Z.H. Petra Öllinger / Georg Schober Garberg. 18/2 A-1060 Wien Österreich /Austria
Nähere Informationen	www.mauerverlag.de	Petra Öllinger, literaturpreis“at“ petra-oellinger.at ; http://petra-oellinger.at/blog/literaturpreis-der-duft-des-doppelpunktes/

Datum	15.12.2006	31.12.2006	30.12.2006, ab sofort
Name	"Glauser"- Krimipreis für die beste Kriminalstory	Astrid-Lindgren- Preis 2007	ABOD Krimi- Ausschreibung
Genre	Krimikurzgeschichten (2006 in gedruckter Form veröffentlicht)	Kinderbuch- manuskript (unveröffentl.)	Krimi-Hörbuch
Thema		Frei, für Leser von 6 bis 12 Jahren	Hamburg Davidswache
Umfang	max. 20 Seiten, nur 1 Beitrag pro Autor/in	80-200 Seiten	60 Minuten +/- 10%, max. 10 Personen
Form	Deutschsprachig, 5 Kopien; separat Namen und Adresse, Erscheinungsdatum, in welcher Anthologie/Zeitschrift bei welchem Verlag, plus Kopie der Titelseite der Zeitschrift oder Impressumseite der Anthologie	Deutschsprachig, einseitig bedruckt, ungebunden (kein Original), muss elektronisch verfügbar sein; anonym: auf Beitrag Kennwort+„ASTRID- LINDGREN-PREIS“, dazu Umschlag mit außen Kennwort, innen Name&Adresse	Beachten der Ausschreibungs- unterlagen, frei von Rechten Dritter, 5-6 Hörspielsequenzen von 4-5 Min., Rest vom Kommissar aus seiner Perspektive erzählt
Preis	1000€	10.000€ Veröffentlichung zu den üblichen Vertragsbedingungen	Autorenvertrag; jede Woche wird ein Krimi ausgewählt
Teilnehmer	Teilnahme durch Autor/in selbst	Jeder Beitrag bleibt bis 31.10.2007 beim Verlag und darf währenddessen nicht anderweitig angeboten werden.	
Veranstalter	Das Syndikat - Autorengruppe deutschsprachige Kriminalliteratur A.I.E.P.	Verlag Friedrich Oetinger, Hamburg	Audiobooks-on- Demand (Hörbuchverlag)
Einsenden an	Ina Coelen Stichwort GLAUSER-PREIS Richard-Wagner- Straße 15 D-47799 Krefeld	Stichwort „ASTRID- LINDGREN-PREIS“, Verlag Friedrich Oetinger, Poppenbütteler Chaussee 53, D-22397 Hamburg	Krimi“at“abod.de
Nähere Informationen	http://www.das- syndikat.com/glausi0 7.htm		www.abod.de/krimi. html

Schreibseminar

Die IGdA und das „Veilchen“ laden gemeinsam ein

ZUM SCHREIBSEMINAR

VOM AUTOBIOGRAPHISCHEN ZUM FIKTIONALEN SCHREIBEN

mit Dr. Günter GIESSLER, Dresden

Ehem. Dozent am Literaturinstitut J. R. Becher, Leipzig, und an der Bundesakademie für kulturelle Bildung, Wolfenbüttel, Leitung von Seminaren in den USA, Frankreich, der Schweiz und Deutschland, Schulleiter, Autor und Publizist und Dozent bei vielen Schreibseminaren der IGdA

Schreiben ist zuerst Erinnerungs- und Beobachtungsarbeit. Alle Texte entstehen aus dem Erfahrungsgrund, den ein Mensch in seinem Leben ausbildet. Wir wollen unser biographisches Material nutzen, um den eigenen Stil zu entwickeln und Sprachbilder und Erzählmuster zu entdecken. In unserem Gedächtnis haben sich unser Erlebtes, Beobachtungen, Reflexionen zu „vorgeformten Sprachmustern“ verdichtet. Oftmals wissen wir nichts von dem Material, das literarische Gestalt annehmen kann. Wir werden dieses Material finden und für den kreativen Prozess erschließen. Wir werden ein Maß finden, um die entstehenden Texte auf ihr Gelingen hin zu überprüfen und dem weiteren Schreiben Orientierung zu geben. Es wird um Maßstäbe gehen, die aus dem Text heraus entwickelt werden und an die Intentionen des Autors anknüpfen. Welche Gestaltungsmöglichkeiten liegen in einem Stoff? Hat der Autor diese Möglichkeiten genutzt? Im Mittelpunkt unserer Betrachtungen wird der individuelle Schaffensprozess stehen.

Zeit: 4. bis 6. Mai 2006

Ort: Berlin

Unterkunft: wannseeFORUM (www.wannseeforum.de), Wannseeheim für Jugendarbeit e. V., Hohenzollernstr. 14, 14109 Berlin. Das wannseeFORUM - ein denkmalgeschütztes Landhaus mit Kutscherhaus und modernem Atrium – liegt am Kleinen Wannsee. Die wunderschöne Lage des Hauses und das Ambiente bieten sich an für konzentrierte Arbeit. Durch die gute Verkehrsanbindung mit der S-Bahn sind das Regierungsviertel, das Brandenburger Tor und der Kurfürstendamm in einer halben Stunde zu erreichen.

Seminargebühr: 240 Euro im EZ mit DU/WC, VP und Getränke (auch für Veilchen-Abonnenten), für Nichtmitglieder 260 Euro, für Mitglieder mit Beitragsermäßigung 180 Euro. Bei Absage ist eine Ausfallgebühr in Höhe von 75 Euro zu zahlen, falls kein Ersatz gefunden wird. **Anmeldung, auch für TeilnehmerInnen, die eher anreisen oder später abreisen möchten, nur über die IGdA. Überweisung nach Eingang der Anmeldebestätigung** auf das Konto der IGdA, Postbank Hannover, Nr. 102088302, BLZ 250 100 30, mit dem Vermerk „Seminar Berlin 2007“.

Die während des Seminars entstandenen Texte werden im „Veilchen“ veröffentlicht und einem Reader zusammengefasst.

PROGRAMM

Freitag	bis 17.00 Uhr	Anreise
	17.00 Uhr	Begrüßung und Vorstellung der Teilnehmer
	18.00 Uhr	Abendessen
	19.30 Uhr	Gruppenarbeit
Sonnabend	8.00 Uhr	Frühstück
	9.00 Uhr	Gruppenarbeit
	12.00 Uhr	Mittagessen anschließend Zeit zum Schreiben
	18.00 Uhr	Abendessen
Sonntag	19.30 Uhr	Gruppenarbeit
	8.00 Uhr	Frühstück
	9.00 Uhr	Gruppenarbeit
	11.30 Uhr	Seminarkritik
	12.00 Uhr	Mittagessen, anschließend Abreise

Teilnehmerzahl: Acht bis fünfzehn

Anmeldungen bis zum **1. April 2007** an: **Jutta Miller-Waldner**